



Theodor Fontane (1819–1898), Porträtfotografie, um 1890

Theodor Fontane

**Irrungen,  
Wirrungen**

Roman

Herr Wirt. Ich habe mich verplaudert.« Und damit stand er auf und ging auf das still gewordene Haus zu.

Lene, die Füße schräg auf dem herangerückten Stuhl, hatte sich aufs Bett gelegt und eine Tasse von dem Tee getrunken, den ihr die Wirtin gebracht hatte. Die Ruhe, die Wärme taten ihr wohl, der Anfall ging vorüber, und sie hätte schon nach kurzer Zeit wieder in die Veranda hinuntergehn und an dem Gespräche, das Botho mit dem Wirte führte, teilnehmen können. Aber ihr war nicht gesprächig zu Sinn, und so stand sie nur auf, um sich in dem Zimmer umzusehen, für das sie bis dahin kein Auge gehabt hatte.

Und wohl verlohnte sich's. Die Balkenlagen und Lehmwände hatte man aus alter Zeit her fortbestehen lassen, und die geweißte Decke hing so tief herab, dass man sie mit dem Finger berühren konnte, was aber zu bessern gewesen war, das war auch wirklich gebessert worden. Anstelle der kleinen Scheiben, die man im Erdgeschoss noch sah, war hier oben ein großes, bis fast auf die Diele reichendes Fenster eingesetzt worden, das ganz so, wie der Wirt es geschildert, einen prächtigen Blick auf die gesamte Wald- und Wasserzenerie gestattete. Das große Spiegelfenster war aber nicht alles, was Neuzeit und Komfort hier getan hatten. Auch ein paar gute Bilder, mutmaßlich auf einer Auktion erstanden, hingen an den alten, überall Buckel und Blasen bildenden Lehmwänden umher, und just da, wo der vorgebaute Fenstergiebel nach hinten oder, was dasselbe sagen will, nach dem eigentlichen Zimmer zu die Dachschrägung traf, standen sich ein paar elegante Toilettentische gegenüber. Alles zeigte, dass man die Fischer- und Schifferherberge mit Geflissentlichkeit beibehalten, aber sie doch zugleich auch in ein gefälliges Gasthaus für die reichen Sportsleute vom Segler- und Ruderklub umgewandelt hatte.

*verlohnte  
lohnte*

*Diele hier:  
Fußbodenbrett  
(Parkett)*

*just gerade*

*Toilettentische  
Frisierkommoden mit Wasch-  
möglichkeit  
(wobei damals  
noch nicht an  
fließendes  
Wasser zu  
denken ist)*

*mit Geflissent-  
lichkeit aus  
wohlüberlegter  
Absicht*

*Bettstanden*  
wohl als Pural  
zu »Bettstatt«;  
»Schlafgelegen-  
heit«, »Bett«

*Stiche* Kupfer-  
oder Stahlstiche,  
die von beruhm-  
ten Gemälden  
angefertigt  
wurden und  
anschließend  
in großer Zahl  
verbreitet wer-  
den konnten

»Washington  
Crossing the  
Delaware«  
→ Seite 213

»The Last Hour  
at Trafalgar«  
→ Seite 214

*Rokokotisch*  
→ Seite 215

*Karaffe* bauchi-  
ge Glasflasche  
mit Verschluss  
(vgl. auch  
Seite 24)

*Lithographie*  
künstlerische  
Zeichnung, die  
im Steindruck-  
verfahren vervi-  
elfaltigt wird

»Si jeunesse  
savait«  
→ Seite 215

*Kreuzholz* vier  
vierkantige  
Balken, die in  
einem Stück aus  
der Mitte eines  
Stammes ge-  
schnitten sind

Lene fühlte sich angeheimelt von allem, was sie sah, und begann zunächst die rechts und links in breiter Umrahmung 5  
über den Bettstanden hängenden Bilder zu betrachten. Es waren Stiche, die sie, dem Gegenstande nach, lebhaft inter-  
essierten, und so wollte sie gerne wissen, was es mit den  
Unterschriften auf sich habe. »Washington Crossing the De-  
laware« stand unter dem einen, »The Last Hour at Trafalgar«  
unter dem andern. Aber sie kam über ein bloßes Silben-  
entziffern nicht hinaus, und das gab ihr, so klein die Sache  
war, einen Stich ins Herz, weil sie sich der Kluft dabei be-  
wusst wurde, die sie von Botho trennte. Der spottelte freilich  
über Wissen und Bildung, aber sie war klug genug, um zu  
fühlen, was von diesem Spotte zu halten war. 10

Dicht neben der Eingangstür, über einem Rokokotisch,  
auf dem rote Gläser und eine Wasserkaraffe standen, hing  
noch eine buntfarbige, mit einer dreisprachigen Unterschrift  
versehene Lithographie: »Si jeunesse savait« – ein Bild, das  
sie sich entsann in der Dorrnschen Wohnung gesehen zu ha-  
ben. Dörr liebte dergleichen. Als sie's hier wieder sah, fuhr  
sie verstimmt zusammen. Ihre feine Sinnlichkeit fühlte sich  
von dem Lusternen in dem Bilde wie von einer Verzerrung  
ihres eignen Gefühls beleidigt, und so ging sie denn, den  
Eindruck wieder loszuwerden, bis an das Giebelfenster und  
öffnete beide Flügel, um die Nachtluft einzulassen. Ach, wie  
sie das erquickte! Dabei setzte sie sich auf das Fensterbrett,  
das nur zwei Handbreit über der Diele war, schlang ihren  
linken Arm um das Kreuzholz und horchte nach der nicht  
allzu entfernten Veranda hinüber. Aber sie vernahm nichts.  
Eine tiefe Stille herrschte, nur in der alten Ulme ging ein We-  
hen und Rauschen, und alles, was eben noch von Verstim-  
mung in ihrer Seele geruht haben mochte, das schwand jetzt  
hin, als sie den Blick immer eindringlicher und immer ent-  
zuckter auf das vor ihr ausgebreitete Bild richtete. Das Was- 20  
30

ser flutete leise, der Wald und die Wiese lagen im abendlichen Dämmer, und der Mond, der eben wieder seinen ersten Sichelstreifen zeigte, warf einen Lichtschein über den Strom und ließ das Zittern seiner kleinen Wellen erkennen.

5 »Wie schön«, sagte Lene hochaufatmend. »Und ich bin doch glücklich«, setzte sie hinzu.

Sie mochte sich nicht trennen von dem Bilde. Zuletzt aber erhob sie sich, schob einen Stuhl vor den Spiegel und begann, ihr schönes Haar zu lösen und wieder einzuflechten.

10 Als sie noch damit beschäftigt war, kam Botho.

»Lene, noch auf! Ich dachte, dass ich dich mit einem Kusse wecken müsste.«

»Dazu kommst du zu früh, so spät du kommst.«

Und sie stand auf und ging ihm entgegen. »Mein einziger

15 Botho. Wie lange du bleibst . . .«

»Und das Fieber? Und der Anfall?«

»Ist vorüber, und ich bin wieder munter, seit einer halben Stunde schon. Und ebenso lange hab' ich dich erwartet.«

Und sie zog ihn mit sich fort an das noch offen stehende

20 Fenster: »Sieh nur. Ein armes Menschenherz, soll ihm keine Sehnsucht kommen bei solchem Anblick?«

Und sie schmiegte sich an ihn und blickte, während sie die Augen schloss, mit einem Ausdruck höchsten Glückes zu ihm auf.

25

## Dreizehntes Kapitel

30 Beide waren früh auf, und die Sonne kämpfte noch mit dem Morgennebel, als sie schon die Stiege herabkamen, um unten ihr Frühstück zu nehmen. Ein leiser Wind ging, eine Frühbrise, die die Schiffer nicht gern ungenutzt lassen, und so

*bleibst  
ausbleibst*

glitt denn auch, als unser junges Paar eben ins Freie trat, eine ganze Flottille von Spreekähnen an ihnen vorüber.

Lene war noch in ihrem Morgenanzuge. Sie nahm Bothos Arm und schlenderte mit ihm am Ufer entlang an einer Stelle hin, die hoch in Schilf und Binsen stand. Er sah sie zärtlich an. »Lene, du siehst ja aus, wie ich dich noch gar nicht gesehen habe. Ja, wie sag' ich nur? Ich finde kein anderes Wort, du siehst so glücklich aus.«

Und so war es. Ja, sie war glücklich, ganz glücklich und sah die Welt in einem rosigen Lichte. Sie hatte den besten, den liebsten Mann am Arm und genoss eine kostbare Stunde. War das nicht genug? Und wenn diese Stunde die letzte war, nun, so war sie die letzte. War es nicht schon ein Vorzug, einen solchen Tag durchleben zu können? Und wenn auch nur einmal, ein einzig Mal.

So schwanden ihr alle Betrachtungen von Leid und Sorge, die sonst wohl, ihr selbst zum Trotz, ihre Seele bedrückten, und alles, was sie fühlte, war Stolz, Freude, Dank. Aber sie sagte nichts, sie war abergläubisch und wollte das Glück nicht bereden, und nur an einem leisen Zittern ihres Armes gewahrte Botho, wie das Wort »ich glaube, du bist glücklich, Lene« ihr das innerste Herz getroffen hatte.

Der Wirt kam und erkundigte sich artig, wenn auch mit einem Anfluge von Verlegenheit, nach ihrer Nachtruhe.

»Vorzüglich«, sagte Botho. »Der Melissentee, den Ihre liebe Frau verordnet, hat wahre Wunder getan, und die Mondsichel, die uns gerade ins Fenster schien, und die Nachtigallen, die leise schlugen, so leise, dass man sie nur eben noch hören konnte, ja wer wollte da nicht schlafen wie im Paradiese? Hoffentlich wird sich kein Spreedampfer mit zweihundertundvierzig Gästen für heute Nachmittag angemeldet haben. Das wäre dann freilich die Vertreibung aus dem Paradiese. Sie lächeln und denken ›wer weiß‹ und vielleicht

hab' ich mit meinen Worten den Teufel schon an die Wand gemalt. Aber noch ist er nicht da, noch seh' ich keinen Schlot und keine Rauchfahne, noch ist die Spree rein, und wenn auch ganz Berlin schon unterwegs wäre, das Frühstück wenigstens können wir noch in Ruhe nehmen. Nicht wahr? Aber wo?»

»Die Herrschaften haben zu befehlen.«

»Nun, dann denk' ich unter der Ulme. Die Halle, so schön sie ist, ist doch nur gut, wenn draußen die Sonne brennt. Und sie brennt noch nicht und hat noch drüben am Walde mit dem Nebel zu tun.«

Der Wirt ging, das Frühstück anzuordnen, das junge Paar aber setzte seinen Spaziergang fort, bis nach einer diesseitigen Landzunge hin, von der aus sie die roten Dächer eines Nachbardorfes und rechts daneben den spitzen Kirchturm von Königswusterhausen erkennen konnten. Am Rande der Landzunge lag ein angetriebener Weidenstamm. Auf diesen setzten sie sich und sahen von ihm aus zwei Fischersleuten zu, Mann und Frau, die das umstehende Rohr schnitten und die großen Bündel in ihren Prahm warfen. Es war ein hübsches Bild, an dem sie sich erfreuten, und als sie nach einer Weile wieder zurück waren, wurde das Frühstück eben aufgetragen, mehr ein englisches als ein deutsches: Kaffee und Tee, samt Eiern und Fleisch und in einem silbernen Ständer sogar Schnittchen von geröstetem Weißbrot.

»Ah, schau, Lene. Hier müssen wir öfter unser Frühstück nehmen. Was meinst du? Himmlisch. Und sieh nur da drüben auf der Werft, da kalfatern sie schon wieder und geht ordentlich im Takt. Wahrhaftig, solch Arbeitstaktschlag ist doch eigentlich die schönste Musik.«

Lene nickte, war aber nur halb dabei, denn ihr Interesse galt auch heute wieder dem Wassersteg, freilich nicht den angekettelten Booten, die gestern ihre Passion geweckt hatten,

*Königswusterhausen vgl. die Erläuterung zu »Herrschaft Wusterhausen« auf Seite 212f.*

*Prahm  
Transportboot mit geringem Tiefgang*

*geht  
es geht alles*

## Zur Textgestalt

»Irrungen, Wirrungen« entstand zwischen 1882 und Sommer 1887. Dieser relativ lange Zeitraum erklärt sich durch Fontanes Gewohnheit, an mehreren Erzählwerken gleichzeitig zu arbeiten. Oft schrieb er relativ zügig eine erste Fassung nieder, ließ sie dann längere Zeit liegen und machte sich zu einem späteren Zeitpunkt daran, der Erzählung in einem sorgfältigen Überarbeitungsprozess ihren Feinschliff, ihren motivischen Zusammenhang zu verleihen. Manchmal entstanden aber auch nur einzelne Teile eines neuen Werkes, woraufhin er sich anderen Arbeiten zuwandte, um dann wieder zu dem angefangenen Manuskript zurückzukehren.

Bei »Irrungen, Wirrungen« ist, den spärlichen Tagebuch- und Briefzeugnissen zur Entstehung dieses Berliner Romans zufolge, beides der Fall: Im Winter 1882 auf 1883 entstanden offenbar die ersten vier Kapitel. Dann trat eine Arbeitspause ein. Im Frühjahr 1884 nahm Fontane das Manuskript wieder vor, schrieb etwa vier Wochen weiter an dem Roman, brach dann, weil er sich unwohl fühlte, erneut ab, unternahm einige Ausflüge in die Umgegend von Berlin, hauptsächlich »im Interesse meiner Novelle« (Tagebucheintrag, vgl. auch S. 218), so zur Jungfernheide (vgl. S. 217), zum Rollkrug (vgl. S. 226 f.) und zum neuen Jacobi-Kirchhof (vgl. S. 226), und quartierte sich anschließend vom 12. bis zum 26. Mai mit dem befreundeten Ehepaar Zöllner in »Hankels Ablage« (vgl. S. 210) ein, wo er acht weitere Kapitel schrieb. Damit war der Roman »im ersten Entwurf zum Abschluss« gebracht, wie im Tagebuch vermerkt ist.

Erst zwei Jahre später, 1886, machte sich Fontane an die Überarbeitung des Texts. In der Zwischenzeit waren der Roman »Cécile« und Teile des kurzen Romans »Stine« entstanden. Mit einer ersten »Korrektur«, wie Fontane die Phase des Feinschliffs nannte, war er bis Ende des Jahres beschäftigt. Von März bis Anfang Juli 1887 nahm er das Manuskript dann noch einmal für eine zweite Überarbeitungs-



phase vor. Erst dann schickte er das fertige Werk an Friedrich Stepany (1830–1912), den Chefredakteur der politisch liberalen, angesehenen »Vossischen Zeitung«, in der der Roman zwischen dem 24. Juli und dem 23. August 1887 als Vorabdruck erschien.

Die Buchausgabe kam 1888 im Verlag von F. W. Steffens in Leipzig heraus. Sie unterscheidet sich nur in einigen wenigen stilistischen Änderungen, die wohl auf Fontane selbst zurückgehen, von dem Zeitungsvorabdruck. Diese erste Buchausgabe bildet die Textgrundlage der vorliegenden Ausgabe.

Die Rechtschreibung ist an den heutigen Stand angepasst. Zeichensetzung und Lautstand blieben jedoch unangetastet, wie es mittlerweile bei Neuausgaben älterer Werke üblich ist. So sind Formen wie »frug«, »Bankrutt«, »Sprüchwort«, »behüflich«, »gleichgiltig« (oder »Gleichgiltigkeit«), »darnach«, »teilnahmvoll« oder »hilfebereiten« unverändert aus der Vorlage übernommen. Solche Abweichungen vom heute Üblichen kommen aber in Fontanes Text ohnehin nur selten vor.

An einigen Stellen des Romans erscheint indirekte Rede in Anführungszeichen (vgl. etwa S. 141, 147, 148 oder 169). Diese heute ungewohnte Kennzeichnung findet sich auch bei anderen Erzählern des 19. Jahrhunderts, so gleich zu Beginn des Jahrhunderts bei Kleist. Sie wurde ebenfalls unverändert in die vorliegende Ausgabe übernommen. Das Gleiche gilt für die Hervorhebung einzelner Wörter, die hier durch kursive Schrift gekennzeichnet sind.

Recherchereisen für die »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« besucht.

**Reiher-Forst ... ein rechter Jagdgrund** Der Wusterhausener Forst war ein bevorzugtes Jagdgebiet Friedrich Wilhelms I.

**Schnepfen** in Wäldern und Sumpfbereichen lebende größere Vogel mit langen Beinen und langem, geradem Schnabel

- S. 80 Oculi, da kommen sie** ›Oculi‹ ist die Bezeichnung für den dritten Fastensonntag im katholischen Kirchenjahr. Der hier zitierte Merkspruch entstammt der Jägersprache und bezieht sich auf die Schnepfen, die zu dieser Jahreszeit zurückkehren. Der Wirt überträgt sie auf die Ausflügler aus Berlin.

**Diphtheritis** umgangssprachl. für Diphtherie, eine Infektionskrankheit im Hals- und Rachenraum mit Bildung von Schleimhautbelegen

**Boccia** italienisches Spiel mit großen und einer kleinen Kugel, die das Ziel bildet (in Frankreich: Boule)

- S. 81 Heidelberger Fass** Sehenswürdigkeit im Keller des Heidelberger Schlosses: ein 1751 entstandenes Riesenfass von zehn Metern Länge und einem Durchmesser von knapp sieben Metern sowie einem Fassungsvermögen von beinahe 222 000 Litern

- S. 82 Schwedter Dragoner** das 1. Brandenburgische Dragoner-Regiment Nr. 2. Die Dragoner gehörten wie die Husaren zur leichten (leichter bewaffneten und berittenen) Kavallerie.

**Fürstenwalder Ulanen** das Regiment »Kaiser Alexander II. von Russland Nr. 3«

**Potsdamer Husaren** das Leibgarde-Husaren-Regiment. Ursprünglich waren Husaren ungarische oder kroatische Reitersoldaten. Später wurden ähnliche bewegliche Trupps leichter Kavallerie auch in anderen Armeen – in Preußen erstmals 1721 – unter der Bezeichnung ›Husaren‹ eingeführt.

- S. 84 »Washington Crossing the Delaware«** Dieses 1851 entstandene Gemälde (vgl. die Abbildung auf Seite 214) machte den amerikanischen Historienmaler deutscher Abstammung Emanuel Leutze (1816–1868) berühmt. Es zeigt den Übergang George Washingtons



Emanuel Leutze (1816–1868): »Washington Crossing the Delaware«. Öl auf Leinwand

über den Delaware in der Nacht vom 25. auf den 26. Dezember 1776 während des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Dieses erfolgreiche Manöver ermöglichte den wichtigen Sieg über drei hessische Regimenter in der Schlacht bei Trenton (New Jersey) am folgenden Tag. 1859 erhielt Leutze den ehrenvollen Auftrag, die Sitzungssäle von Senat und Kongress im Kapitol von Washington mit Wandgemälden zu Ereignissen der amerikanischen Geschichte auszuschnücken. Sein Gemälde »Washington Crossing the Delaware« fand im 19. Jahrhundert als preisgünstige Lithografie (Farbdruck) eine massenhafte Verbreitung.

»**The Last Hour at Trafalgar**« Vermutlich meint Fontane das Gemälde »The Battle of Trafalgar« des englischen Malers Clarkson Frederick Stanfield (1793–1867). In dieser Seeschlacht am 21. Oktober 1805 gegen Franzosen und Spanier fand der britische Oberbefehlshaber Admiral Nelson den Tod. 1875 hatte Fontane über eine Ausstellung in Manchester geschrieben: »Ein Achenbachsches Seestück ist voll Stimmung und Poesie, eine Stanfieldsche Arbeit ist ein Galerie- oder Zimmerprachtstück und weiter nichts.«



Clarkson Frederick Stanfield (1793–1867): »The Battle of Trafalgar«. Öl auf Leinwand

**Rokokotisch** zierliches Tischchen im verspielten Rokokostil, wie er Mitte des 18. Jahrhunderts in Europa kultiviert wurde

»**Si jeunesse savait**« ›Wenn die Jugend wüsste‹. Die Fontane-Forschung geht davon aus, dass es sich bei dieser offenbar satirischen und freizügigen Darstellung um eine Lithografie nach einem Werk des französischen Zeichners und Karikaturisten Paul Gavarni (1804–1866) oder des französischen Malers und Fotografen Julien Vallou de Villeneuve (1795–1866) handelt.

**S. 89** »**Ah les beaux esprits se rencontrent**« (frz.) »Ah, die Schöngeister begegnen sich.«

**Königin Isabeau, Fräulein Johanna, Fräulein Margot** Die Decknamen der weiblichen Begleiterinnen von Bothos Kameraden entstammen Schillers romantischer Tragödie »Die Jungfrau von Orléans« (1801): Königin Isabeau ist die Mutter des französischen Königs Karl VII., Fräulein Johanna ist Johanna von Orléans (Jeanne d'Arc) und Fräulein Margot Johannas Schwester.

**Mademoiselle Agnes Sorel** Agnes Sorel (1410 oder 1422–1450) war die Geliebte Karls VII. Die meisten Gemälde zeigen sie mit entblöß-

dritte Sohn Friedrich, geboren. (Drei weitere Kinder sterben bereits im Säuglingsalter.) 1867 und 1869 sterben Fontanes Vater und seine Mutter.

Der schriftstellerische Ertrag des Jahrzehnts sind zahlreiche kulturhistorische Aufsätze über die Mark Brandenburg, die zunächst in Zeitschriften und dann gebündelt in den »Wanderungen« erscheinen, sowie die beiden großen militärischen Darstellungen »Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864« (1866) und »Der deutsche Krieg von 1866« (2 Bände, 1870 und 1871). Diese werden – wie auch das dritte Kriegsbuch über den Deutsch-Französischen Krieg – nicht die erhofften Erfolge, weil Fontane zu akribisch arbeitet und zu unparteiisch urteilt; daher kommen seine Darstellungen jeweils ein wenig zu spät und enttäuschen die Erwartungen der meisten Leser durch ihren Mangel an Siegestrunkenheit.

### **Berlin, 1870–1878**

Im April **1870** kündigt Fontane, nach einer Auseinandersetzung mit dem Chefredakteur, bei der »Kreuzzeitung« und übernimmt kurz darauf die eben frei gewordene Position des Theaterkritikers des Königlichen Schauspielhauses bei der traditionsreichen liberalen »Vossischen Zeitung«. Obwohl es ihm als Theaterkritiker an jeder Vorerfahrung fehlt, wird er in kurzer Zeit zu einer Institution des Berliner Theaterlebens. Fast 20 Jahre lang, **bis 1889**, bleibt er dieser Tätigkeit treu, die seine Zeit nicht zu sehr beansprucht, allerdings auch nur eine (immerhin regelmäßige) Nebeneinkunft darstellt.

Ende September **1870** bricht er nach Frankreich auf, um für ein weiteres Kriegsbuch die Schauplätze des seit gut zwei Monaten geführten Deutsch-Französischen Kriegs in Augenschein zu nehmen. Am 5. Oktober wird er in Domrémy verhaftet, anschließend in Langres (6. bis 11.) und Besançon (12. bis 29.) festgehalten und Anfang November auf die Atlantikinsel Oléron geschafft, wo er weitere Wochen in Gefangenschaft verbringt. Anfangs in wirklicher Gefahr, als Spion erschossen zu werden, ist er spätestens auf Oléron nicht

mehr unmittelbar bedroht. Doch erst Ende November kommt er, auch auf unmittelbaren Druck Bismarcks hin, frei. Über seine Erlebnisse berichtet er kurz nach seiner Heimkehr in dem teilweise schon während der Haft entstandenen Bericht »Kriegsgefangen« (1871). Im April und Mai **1871** unternimmt er eine zweite Reise zu den Stätten des am 10. Mai zu Ende gehenden Krieges, die er in dem Buch »Aus den Tagen der Okkupation« (1872) schildert. Die umfassende Darstellung »Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871« erscheint 1873 und 1875/76 in zwei Bänden.

Anfang **1876** lässt sich Fontane dazu bereden, sich um die vakante Stelle des Sekretärs der Preußischen Akademie der Künste zu bewerben, die er auch erhält. Nach fünf Monaten im Amt reicht er Ende Juli, angewidert von der Zänkerei und Wichtigtuerei in der Akademie, seine Kündigung ein. Dieser Schritt löst eine ernsthafte Ehekrise aus. Fontane reagiert, indem er die Arbeit an einem 1862/63 begonnenen und dann lange liegen gelassenen historischen Roman über die Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon wiederaufnimmt.

### **Berlin, 1878–1898**

Im Herbst **1878** erscheint in vier Bänden »Vor dem Sturm«, der erste und umfangreichste Roman des zu dieser Zeit 59-jährigen Fontane. Das Echo bleibt gering.

Doch Fontane lässt sich nicht beirren. In den zwanzig Jahren bis zu seinem Tod schreibt er sechzehn weitere Romane (einige der kürzeren betrachtete er selbst als Novellen), eine Biografie, ein letztes kulturhistorisches Werk und zwei autobiografische Bücher: »Grete Minde« (1880), »Ellernklipp« (1881), »L'Adultera« (1882), »Schach von Wuthenow« (1883), »Graf Petöfy« (1884), »Christian Friedrich Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840 bis 1860« (1885), »Unterm Birnbaum« (1885), »Cécile« (1887), »Irrungen, Wirrungen« (1888), »Fünf Schlösser« (1889), »Stine« (1890), »Quitt« (1891), »Unwiederbringlich« (1892), »Frau Jenny Treibel« (1893), »Meine Kinderjahre« (1894), »Effi Briest« (1895), »Die Poggenpuhls« (1896),

»Der Stechlin« (1898), »Von Zwanzig bis Dreißig« (1898) und »Mathilde Möhring« (aus dem Nachlass, 1906).

Die in der Gegenwart spielenden sogenannten Berliner Romane (etwa »Irrungen, Wirrungen«, »Stine« und »Frau Jenny Treibel«) vermitteln ein unvergleichlich genaues und lebendiges Bild vom Leben in der Metropole des wilhelminischen Kaiserreichs. – Viele Romane Fontanes schildern den vergeblichen, oft auch nur halbherzigen Versuch durchschnittlich veranlagter Menschen, sich gegen die lebensfeindlichen Normen der Gesellschaft ihr privates Glück zu erkämpfen, und enden tragisch, mit dem Tod der Hauptfigur. Leidenschaftlich oder spannungsreich sind sie trotz solcher existenzieller Konflikte nicht. In dieser Beziehung sind sie typische Alterswerke. Sie leben wesentlich von Fontanes – bereits von seinen Zeitgenossen erkannter und gerühmter – Kunst des Dialogs. Charakteristisch ist auch das breite Spektrum der nach sozialen Schichten fein abgestuften Sprechweisen von Fontanes Figuren. Fontane kommen hierbei eine Beobachtungs- und eine Konversationsgabe zugute, welche auch den sorgfältig ausgearbeiteten Plauderton seiner privaten Briefwechsel prägen, die im Grunde ein wesentlicher Teil des schriftstellerischen Werks sind.

Geld verdient Fontane in erster Linie durch die Vorabdrucke seiner Romane in renommierten Zeitschriften oder Zeitungen. Wirklich erfolgreich ist zu seinen Lebzeiten nur der Roman »Effi Briest«. Gleichwohl ist Fontane am Ende seines Lebens ein anerkannter und geehrter Schriftsteller. Die Philosophische Fakultät der Universität Berlin verleiht ihm **1894** den Ehrendokortitel. Seine letzten Bücher erscheinen in dem 1888 gegründeten Verlag seines jüngsten Sohns Friedrich.

Am 20. September **1898** stirbt Fontane im Alter von 78 Jahren in Berlin. Er wird auf dem Friedhof der Französischen Reformierten Gemeinde begraben.